

Ulrike Beichert

Qui bene cantat bis orat

Zur Bedeutung des Singens im evangelischen Gottesdienst und seinen Anforderungen an die gottesdienstliche Musik

(Vortrag auf der Orgelbau-Tagung am 31.5.23 in Waldkirch unter Aufnahme von vielen Impulsen eines unveröffentlichten Vortrags von Prof. Dr. Ralph Kunz vom Februar 2023 in Hildesheim mit dessen freundlicher Genehmigung)

Ich habe meinen Vortrag mit einem Wort überschrieben, das Augustin zugeschrieben wird: „Qui bene cantat bis orat.“ oder noch kürzer: „Bis orat, qui cantat.“ auf deutsch: Doppelt betet, wer singt. Das ist das Motto der klösterlichen Stundengebete bis heute, gesungen wo immer möglich. Mit ihm will ich beginnen, singen und sagen, was gottesdienstliche Musik ist und braucht.

„Herr, öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde.“

So beginnt der klösterliche Gottesdienst am Morgen: mit dem gesungenen Gebet, das den Tag eröffnet und das Fasten bricht: das geistliche „breakfast“, das gesungene Frühstück, bevor man sein Morgenbrot isst.

Der Sprechgesang geht behutsam vor: Die Kehle stößt Luft aus und verbindet sich mit dem Zungenschlag. Kaum wahrnehmbar die kleine Pause nach dem Anruf „Herr“, nur ein Spalt. Nur kleine Stufen, Sekunden „öffne meine Lippen“. Es ist noch zu früh für große Sprünge. Der Rhythmus ist ruhig, die Harmonie wartet, einstimmig ist stimmig, menschengemäß. Und gottgemäß: Was geschlafen hat, soll geweckt; was verschlossen war, aufgetan, und was nüchtern war, soll genährt werden.

Doppelt betet, wer singt. - Warum das so ist und was das für den Gottesdienst und seine Musik bedeutet, dem möchte ich mit Ihnen in der nächsten halben Stunde nachgehen – in ökumenischer Weite, singen und sagen. Und nun ganz protestantisch einsteigen mit Luthers Ballade vom Ratschluss Gottes:

„Nun freut euch, liebe Christeng´mein“ (EG 341)

Zu den wesentlichen Medien zur Verbreitung der Reformation im 16. Jahrhundert gehören zweifellos die reformatorischen Lieder. Und zwar deshalb, weil sie die reformatorischen Erkenntnisse populär machten. Die Lieder der Reformation machten den evangelischen Glauben zur Religion des Volkes.

Das belegt wunderbar eine Anekdote aus der alten Grafschaft Lippe:

Der lippische Landesherr Simon V lehnte die reformatorische Lehre ab und versuchte wo immer, sie zu unterdrücken. Ihm war bewusst, dass vor allem die populären Lieder der neuen Lehre zu Bekanntheit und Beliebtheit verhalf. Deshalb forderte er den Bürgermeister der Stadt Lemgo auf, Ratsdiener in die Gottesdienste zu schicken und die Sänger festzustellen. Als die Ratsdiener zurückkamen, mussten sie aber melden: „Herr Bürgermeister, sie singen alle!“.

(nach: Karl Meier: Lemgo. 3.Aufl, Lemgo 1981, S. 78; zitiert nach: Martin Filitz: Dem Namen Gottes lobsingend... - vom köstlich Ding der Kirchenmusik; in: Musik und Kirche 2/1993, S. 70)

Kein Zweifel: Solche Erfahrungen haben die Bedeutung des Singens in evangelischen Gottesdiensten befeuert. Und die katholische Kirche hat das schnell bemerkt und singend nachgezogen. Seither ist Popularität in Bezug auf gottesdienstliche Lieder kein Schimpfwort, sondern eine Auszeichnung.

Was aber ist ein Gottesdienst?

Martin Luther sagte 1544 in seiner berühmt gewordenen Predigt zur Einweihung der Torgauer Schlosskirche, dass im Gottesdienst „nichts anderes geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Lobgesang“.

Nach dieser als „Torgauer Formel“ bekannten Definition liegt die Besonderheit des Gottesdienstes in seiner doppelten Bewegung: Menschen dienen Gott. Und: Gott dient Menschen. Dieses wechselseitige Dienen geschieht nicht etwa abwechselnd / nacheinander und in verteilten Rollen (zuerst dient die Gemeinde Gott durch ihr Beten und Singen; dann dient Gott den Menschen durch die Verkündigung des Evangeliums und Gabe der Sakramente durch den Pfarrer); sondern durch das Wirken des Heiligen Geistes geschieht Gottesdienst und Menschendienst zeitgleich und miteinander: Wo immer der Heilige Geist wirkt, durchdringen göttliches Handeln und menschliches Handeln einander und sind gar nicht mehr unterscheidbar, und gerade so kommen Mensch und Gott in Einklang. Das ist es, was den Gottesdienst zu einer beglückenden Erfahrung (oder mit Hartmut Roser: zu einer Resonanzerfahrung) macht – wenn es denn gelingt: Mensch und Gott kommen in Einklang und damit der Mensch in Einklang mit seiner Bestimmung. Denn Gotteslob ist Ziel und Bestimmung unserer Existenz. Oder mit der „Shorter Westminster Confession“ gesagt: „The chief end of men ist to glorify God and enjoy him forever.“

Das ist zugegebenermaßen ein steiler Satz und alles andere als selbstverständlich in einer Welt, in der der Gottesdienst vielerorts seine Relevanz verloren zu haben scheint. Aber vielleicht liegt dieser Relevanzverlust

ja nicht nur darin begründet, dass viele Zeitgenossen ihre Bestimmung anderswo sehen als im Gotteslob. Vielleicht liegt er ja auch daran, dass wir den zweiten Teil der Aussage der Westminster Confession nicht ernst genug nehmen: Es gehört auch zu unserer Bestimmung, „Gott zu genießen“. Und bevor wir das „forever“ tun werden in Gottes Reich, sollen wir schon jetzt Gott genießen - in unseren Gottesdiensten. Genuss ist es also, der den Gottesdienst zu einer Resonanzerfahrung macht, wenn Gottes heilsames Handeln an uns und unser menschliches Gotteslob sich gegenseitig durchdringen durch den Heiligen Geist. Oder anders und ganz schlicht gesagt:

Gottesdienst macht glücklich.

Was beglückt uns im Gottesdienst?

Der praktische Theologe Ernst Lange hat in einer seiner letzten Reden – schon reagierend auf die neuzeitliche Situation des gottesdienstlichen Relevanzverlustes - gefragt: „Was nützt der Gottesdienst?“ Das will ich nun also (mit Ralph Kunz) variieren und fragen: „Was beglückt uns am – oder im – Gottesdienst?“

Damit kommen wir dem Singen auf die Spur. Denn – mit Ernst Lange – ist es das Spiel, das dem Gottesdienst seine Grazie verleiht, am graziösesten das Spiel der Musik. Gnade zu finden ist eben nicht nur eine Kopfsache, sondern eine Herzenssache im Klang der Körperkirche. (Kurt Marti)

„Körperkirche“ hat Kurt Marti 1984 eines seiner Gedichte überschrieben. Es geht so:

die kirche
des geistes
sind unsere körper
(schrieb der epileptiker
einst nach korinth)

darum dann:
umarmungen küsse
und heilige mähler

erst später:
kirchen aus stein.

Recht hat Kurt Marti mit seiner Körperkirche, finde ich. Aber eines hat er vergessen – neben Umarmungen, Küssen und heiligen Mählern: Musik und

Gesang. Denn kaum irgendwo erleben wir uns selbst als Einheit von Körper, Seele und Geist so intensiv, wie beim Singen.

Gnade finden wir im Klang der Körperkirche. Das ist das größte Glück. Weil wir dem „summum bonum“ am nächsten kommen, das „sursum corda“ nie beschwingter hinkriegen und Resonanz am stärksten erleben, wenn wir einstimmen, mitsingen oder mitsummen oder einfach nur hinhören und hinspüren.

„O Heiliger Geist, kehr bei uns ein, und lass uns deine...“ (EG 130)

Klangkörper, deine Instrumente, Werkzeuge deines Friedens sein.

Verleih es uns. Wandle uns.

Den Gottesdienst als Klangraum verstehen, der im Anruf des Heiligen Geistes entsteht, verbindet anthropologische, theologische, hymnologische, rituelle, symbolische, performative und festtheoretische Aspekte. Die klingende Liturgie ist dem Glück auf der Spur, das wir im Gottesdienst erleben, wenn wir Gott genießen. Aber die klingende Liturgie gibt auch dem Schmerz Raum, wenn wir an der Welt leiden. In der Musik kommt beides zum Ausdruck: findet beides seine Form – als paradoxe Doxologie, die selbst im Bitteren das Süße schmecken kann:

„In dir ist Freude in allem Leide, o du süßer Jesu Christ“ (EG 398)

Davon muss gesungen werden, weil das, was da gesagt werden soll, in jenen Zwischenräumen geschieht, wo das Wirken des Heiligen Geistes Gotteshandeln und Menschenhandeln glücklich verbindet.

Freilich: Über die gottesdienstliche Beglückung kann nur reden, wer sie dann und wann erlebt. Aber was ist mit denen, die religiös unmusikalisch sind? Und gibt es im Gottesdienst, wenn wir ihn als Klangraum verstehen, nicht auch Misstöne, schlechte Musik? Darüber muss auch gesprochen werden.

Aber zunächst eine Klärung:

„Musik“ als expressive Gestalt ist ein Abstraktum (wie übrigens auch „Gottesdienst“). Es gibt sie nur im Plural, als Musiken, als Gottesdienste. Wie es auch nur Sprachen und nicht „die Sprache“, Tänze und nicht „den Tanz“ gibt. Diese an sich triviale Erkenntnis hat eine wichtige Konsequenz: Sie setzt unserem ästhetischen Urteil Grenzen. Zu sagen, Pop sei besser als Klassik (oder umgekehrt) ist Nonsens.

Trotzdem können wir auch über die Musik als Abstraktum reden und etwa beschreiben, was sie als Ausdrucksgestalt von anderen Ausdrucksgestalten (Sprechen, Tanzen, Theaterspielen etc.) unterscheidet.

In dieser Hinsicht sind die Erkenntnisse des Schweizer Kirchenmusikers Adolf Brunner spannend – auch wenn sein Buch „Musik im Gottesdienst“ schon 1960 geschrieben wurde: Er unterscheidet die musikalischen Aspekte der Rhythmik, Harmonik und Melodik in ihrer gottesdienstlichen Bedeutung.

Das Rhythmische:

ist kennzeichnend für unser Leben: Das Herz gibt den Takt vor. In den Adern pulsiert es. Unsere Lungen sind bestimmt vom Rhythmus des Ein- und Ausatmens. Der Rhythmus bringt unser Blut in Wallung und unseren Körper in Bewegung. Darum warnt Brunner vor dem Rhythmus: Er vermutet hier die größten Triebkräfte, die Nähe zur Erotik, die Gefahr der Ekstase. Recht hat er, Halleluja! Aber was ist daran schlecht?

Das Melodische:

verbindet Brunner mit dem Individuellen. Die Melodie macht ein Musikstück einzigartig, bestimmt seinen Charakter, sticht heraus. Der Sitz im Körper sind Brust und Kehle. Die Melodie entsteht dort, wo die Stimme den Hals verlässt; wo es eng wird, wenn wir Angst haben, und weit, wenn wir jubeln. Die Melodie hat auch eine Schattenseite: Sie kann zum Ohrwurm werden und uns quälen.

Das Harmonische:

entsteht durch Polyphonie und Symphonie, ist also ein Gemeinschaftswerk verschiedener Stimmen oder Instrumente. Wenn Melodie Linie und Rhythmus Zäsuren im Zeitstrom darstellen, öffnet die Harmonie Relationen im Zeitraum. Sie dehnt das Erleben aus, verbindet Hohes und Tiefes, verbreitet Stimmung, verleiht Atmosphäre. Und sie lässt die Musizierenden Gemeinschaft erleben. Der Sitz der Harmonie im Körper ist die Bauchhöhle, die Eingeweide, dort, wo die starken Gefühle wohnen, wo wir weich werden oder uns verhärten. Ihre Schattenseite ist das (hohle) Pathos.

Angeregt von der evangelischen Hochschätzung des Singens würde ich Brunners Dimensionen der Musik noch eine vierte hinzufügen:

Das Gesangliche:

In der gesungenen Musik drückt sich darin die mehr oder wenig gelungene Verbindung des gesungenen Wortes zu den anderen 3 musikalischen

Dimensionen aus. Sie bewirkt, dass die Musik die Worte in unseren Herzen und Köpfen „verankert“. Bei mir zum Beispiel so, dass ich diejenigen Psalmentexte (und eigentlich nur diese) auswendig kenne, die ich in musikalischen Werken gesungen habe und die Worte mit Melodien, Rhythmen und Harmonien verbinde. Für die gottesdienstliche Musik halte ich die Dimension des Gesanglichen für ganz besonders bedeutungsvoll, weil sie unserem Glauben Sprache verleiht. Die Dimension des Gesanglichen entscheidet auch darüber, ob ein Orgelspiel das gottesdienstliche Singen zu einem beglückenden oder zu einem frustrierenden Erlebnis macht. Lautstärke, Atmen, Agogik sind dafür wichtige Kriterien.

Liturgische Musikkritik

Wie schon angedeutet, bringt es auch Gefahren mit sich, über die Musik als Abstraktum zu reden: Es verleitet uns, Musik zu idealisieren und zu vergessen: Auch böse Geister musizieren. Es gibt auch Höllenmusik. Man kann anderen den Marsch blasen. Oder Gefangene mit einer Endlosschleife Abba foltern. Und es gibt unendlich viel musikalischen Schrott. Ein riesiger Plastikberg auf dem tonalen Meer – aus einfältigen Beats, plumpen Akkorden, Fastfood-Musik, die die Ohren verstopft und dem Herzen Durchfall bereitet.

Das sollten wir nicht wollen für den Gottesdienst. Also kommen wir um ästhetische Urteile nicht herum. Das gottesdienstliche Glück, das wir im Schönen finden, müssen wir auch in der Form suchen - und dem Hässlichen eine Abfuhr erteilen. Aber wir dürfen die Qualitätsfrage nicht mit der Geschmacksfrage verwechseln und präzise unterscheiden zwischen einem schlechten Stil und einem anderen Stil. Das ist nicht immer einfach. Wir müssen genau unterscheiden und bewegen uns dabei manchmal auf einem schmalen Grat. Es gilt, das Einfache nicht zu verachten, aber das Billige, Lieblose; das Bewegende nicht zu verurteilen, aber das falsche Pathos, das Schwülstige, Schwurbelige.

Deshalb möchte ich an den Schluss ein theologisches Lob der Vielfalt stellen:

In der Kritik der Lieder drückt sich die Hoffnung auf das „neue Lied“ aus, das Gott in vielen Sprachen, noch im Kauderwelsch in den höchsten Tönen lobt.

Der pfeifstliche Oberton klingt an; ich möchte aber vom babylonischen Unterton sprechen: Ich erinnere an den Turmbau, dem Israel im Exil begegnet

ist. Der persische Traum war Israels Trauma. Da saßen sie und weinten, wenn sie an Zion dachten. Aber sie holten ihre Harfen aus den Weiden und spielten neue Lieder.

„An den Strömen von Babylon“ (Wo wir dich loben, wachsen neue Lieder, 1)

Sicher den Blues. Aber auch den Protestsong. Der Protest kommt im Gewand des Mythos daher: Sie erzählten sich eine Geschichte von früher, von Babylon. In die Geschichte vom Turmbau, dieses Meisterwerk hebräischer Erzählkunst, sind die Fäden der Trauma-Verarbeitung ebenso hineingewoben wie der Protest. Der Traum der selbsternannten Herrenmenschen, die sich das Recht herausnehmen, eine andere Nation zu überfallen, wird dekonstruiert – und durchsichtig für alle Zeiten und Weltgegenden. Die Anspielung ist unübersehbar: Wer baut solche Türme, Mega-Towers, Herrscher-Paläste? Und wozu? Wer will sich mit einer Kultur, einer Sprache, einem Führer und einem Gott durchsetzen? Und andere zwingen, ihre minderwertige Kultur, ihre Sprache und ihre Macht abzugeben? Wer will anderen vorschreiben, wie man sich Gott einzubilden hat? Und wie verhält sich Gott zu alledem? Er vervielfältigt die Sprachen und zerstreut die Völker.

Eine wahrlich zeitlose Geschichte! Ich liebe sie, weil sie der Großmacht frech ans Schienbein pinkelt und Gott zum Schirmherrn der Diaspora macht. Diktatoren aller Länder und Religionen fürchtet euch. Und hütet euch vor Begriffen, die mit „Pan“ beginnen und mit „ismus“ enden. Halleluja! Gott hat es so gewollt. Dass wir viele Sprachen sprechen, viele Kulturen haben, uns Gott in vielen Bildern vorstellen, uns Macht und Ressourcen teilen müssen. Gott hat die Völker zerstreut. Warum?

„Damit ihr Mund sein Lob verkünde.“

in vielen Sprachen. Wir sollten musikalisch und singend polyglotter werden.

Die Turmgeschichte lehrt es uns: Die Kleinen machen die kulturelle Aneignung, frech und fromm, indem sie auf ihr gottesdienstliches Leben pochen und sich an ihren Auftrag erinnern: Sie, die kleine Gruppe der Israeliten in der Diaspora, sind dazu da, die Völker daran zu erinnern, wer sie sind: Gottes Volk. Ohne Kult, ohne Tempel und ohne Land lehren sie das neue Lied:

„Laudate omnes gentes, laudate dominum“ (EG 181.6)

Aus dem Gesagten möchte ich zum Schluss 5 Thesen zur **Anforderung an die gottesdienstliche Musik** formulieren. Die erste möchte ich mit einem

Augenzwinkern und in Anlehnung an die Worte eines leider verstorbenen großen deutschen Wortkünstlers so ausdrücken:

1. Ein Gottesdienst ohne Musik ist möglich, aber sinnlos.
Das bestätigen mir sogar Menschen, die mit einer starken Einschränkung des Hörsinns leben müssen. Von solchen Menschen habe ich mir sagen lassen, dass rhythmische Elemente und die Raumresonanz, die ein 32-Fuß-Register einer guten Orgel auslöst, für sie zu den beglückendsten Erlebnissen in Gottesdiensten gehören.
Das bedeutet umgekehrt, dass für beglückende Gottesdienste eine Mindestzahl von Menschen zusammenkommen muss, weil nur in der Gemeinschaft gemeinsames musikalisches Erleben möglich ist. Das heißt unter Umständen: Bevor ein Gottesdienst mit ganz kleiner Zahl von Teilnehmenden und deshalb gänzlich ohne Musik dauerhaft aufrechterhalten wird, sollte man besser Energie in die Zusammenlegung von Gottesdiensten stecken.
2. Lieder sind die wichtigste Form gottesdienstlicher Musik, weil sie uns nicht nur durch ihren Rhythmus in die Beine, ihre Melodie ins Herz und ihre Harmonie in den Bauch gehen, sondern durch das Singen von Worten und Sätzen auch unseren Kopf involvieren, das Lob, den Blues und den Protest ausdrücken und dem Glauben Sprache geben. Die Qualität gottesdienstlicher Musik entscheidet sich deshalb vor allem an der Qualität der Liedbegleitung.
3. Popularität ist im Hinblick auf gottesdienstliche Lieder kein Makel, sondern eine Auszeichnung. Denn populäre gottesdienstliche Lieder haben das Potential, Menschen für ihren Glauben Sprache zu verleihen.
4. Das theologische Lob der Diaspora und der kulturellen Vielfalt gilt auch und besonders für die gottesdienstliche Musik, die es konkret nur im Plural gibt. Die Vielfalt musikalischer Stile vom gregorianischen Choral über die Strophenlieder der Reformationszeit bis hin zu den am Pop orientierten Liedformen der Worship-Songs sollte nicht mit einem Seufzen geduldet, sondern mit der Suche nach musikalischer Qualität in allen Stilen gepflegt werden.
5. Diese Vielfalt gilt auch für die Musikinstrumente, die im Gottesdienst zum Einsatz kommen. Sicher hat in unserem Kulturkreis die Orgel unter

ihnen eine hervorragende Stellung, weil sie schon so lange mit der kirchlichen Musik verbunden ist und weil sie es ermöglicht, dass ein einziger Spieler oder eine einzige Spielerin alle Dimensionen der Musik realisieren kann. Aber die Orgel ist auch das anspruchsvollste aller Musikinstrumente – sowohl hinsichtlich der erforderlichen Mittel für Anschaffung und Unterhaltung, als auch hinsichtlich der Anforderungen an diejenigen, die sie spielen. Deshalb sollte in Situationen enger personeller und/oder finanzieller Grenzen ernsthaft bedacht werden, ob nicht andere musikalische Konzepte (etwa mit Klavier, Keyboard, Gitarre oder Akkordeon und einem Melodieinstrument wie Saxophon, Klarinette oder Cello) zu beglückenderen Gottesdiensten führen als eine Orgel mit einem überforderten Organisten oder einer lustlosen Organistin.

6. Ob automatisierte Orgelmusik eine Chance bietet, beglückende Gottesdiensterfahrungen zu machen, hängt nach meiner Meinung vor allem davon ab, ob sie in der Lage ist, die gesangliche Dimension der Musik zu realisieren - also mit der Gemeinde zu atmen, Melodien mit Agogik lebendig zu gestalten, in Registrierung und Lautstärke auf den Gemeindegesang zu reagieren und die Gemeinde so beim Singen zu unterstützen.

Ulrike Beichert, im Mai 2023